

Beim Aufräumen fand ich den folgenden Beitrag, den ich vor bald fünfzig Jahren schrieb. Er kam mir aus verschiedenen Gründen zugleich fremd und vertraut vor. Dazu der Kommentar weiter unten.

Schweizer Spiegel, Februar 1967. S. 19

Die unnütze Fakultät

Ein 22jähriger Phil.I-Student schreibt:

In unserer Kirchgemeinde hielt ein Experte einen Lichtbildvortrag über die Entwicklungsprojekte, welche die Eidgenossenschaft in Afrika und Indien unterstützt. Ich war beeindruckt von der Last der Probleme, welche die jungen Länder tragen müssen: ansteckende Krankheiten, Ackerboden, den Wind und Wasser immer wieder forttragen, Hunger; beeindruckt aber auch von den einfachen Möglichkeiten, die Zustände zu verbessern: Impfungen, geschickte Anpflanzung und neue Geräte. Die bescheidene und brüderliche Art Hilfe zu leisten, wirkte auf mich—es geht wahrscheinlich jedem jungen Menschen so—begeistert.

Aber eines enttäuschte mich: Nie war vom Einsatz eines Geisteswissenschaftlers die Rede. Ich fragte den Experten, ob man diese denn nirgends in der schweizerischen Entwicklungshilfe gebrauchen könne. Da wurde er etwas verlegen und meinte: „Aber natürlich! Allerdings nur als Helfer bei den landwirtschaftlichen Projekten“—denn die Schweiz konzentrierte sich in ihrer Entwicklungshilfe auf dieses Gebiet.

Jeder Mensch hegt den Wunsch, in seinem Beruf andern in möglichst hohem Masse nützlich zu sein. Die jungen Länder, die Hilfe benötigen, bilden hier eine Testsituation. Wenn man dort nicht gebraucht werden kann ...

Deshalb zweifelte ich mit einem Mal, ob all das, was über uns „Phil-Einser“ herumgeboten wird, wirklich nur Vorurteile seien: Wir verhielten uns weltfremd, seien im Grunde unnütze Geschöpfe, und man könne uns deshalb nicht ganz ernst nehmen. — Ich war niedergeschlagen.

Mit der Zeit aber bekam ich das Gefühl, man könne den Spiess ebenso umkehren. Wir helfen den jungen Völkern, zu Brot zu kommen. Wir geben ihnen technische Mittel in die Hand, aber die Gebrauchsanweisung beschränkt sich auf die Bedienung der verschiedenen Hebel und Schalter. Über höhere Zwecke wird geschwiegen. Dabei hätten ja gerade wir Schweizer die Möglichkeit, anders Hilfe zu leisten: als kleines Land, das nicht in erster Linie an der

Vergrößerung seiner politischen Einflussphäre interessiert sein kann; als Land, das eines der grössten innenpolitischen Probleme jener Länder—das Zusammenleben verschiedener Völkergruppen—bereits gelöst hat.

Wir müssen uns bewusst sein, dass wir mit der technischen Hilfe nur die eine Hand einsetzen. Warum lassen wir die andere in der Tasche? Dürfen wir sie etwa nicht mehr zeigen, weil sie lahm und müde geworden ist? Ich möchte das nicht glauben müssen.

Warum wollen wir, dass diese Völker nur den einen Fuss über einen Abgrund von Jahrhunderten setzen, in der Hoffnung, sie könnten den andern dann selbst nachziehen? Wenn wir die Rolle des älteren Bruders schon annehmen, dann müssen wir doch unsern jüngeren Geschwistern auch ein Bild von unseren eigenen Schwierigkeiten, von unserer eigenen Pubertät, geben! Sollten wir ihnen nicht helfen, sich ihrer eigenen geschichtlichen Situation bewusst zu werden?

Die Gewissheit ist tröstlich, dass das Interesse für kulturelle Angelegenheiten auf jeden Fall erwachen wird, wenn einmal die elementaren körperlichen Bedürfnisse gedeckt sind. Ich frage mich jetzt nur: Wann wird es so weit sein? Und: wie—mit welchen Nöten und Konflikten—wird es so weit kommen? Warum können wir hier nicht helfen? Balz

Es rührt mich fremd an, wie der junge Mann sich naiv im Geist der damaligen Zeit bewegt: Er sieht die Welt ganz fortschrittsgläubig, mit der Schweiz weit vorne; er redet ganz selbstverständlich von *jungen* Völkern, denen wir als ältere Geschwister helfen sollten, und zwar nicht nur technologisch, sondern auch kulturell! Und die Idee, dass Kultur erst dann einsetzt, wenn die körperlichen Bedürfnisse gedeckt sind—da schüttelt man den Kopf.

Wir haben doch einiges hinzugelernt.

Aber: *Plus ça change, plus c'est la même chose.*

Vertraut kommt mir dagegen die Sorge um die „unnütze Fakultät“ vor. Auch jetzt, fünf Jahrzehnte später, hören wir die Klage, die Geisteswissenschaften trügen nichts bei zu den grossen Herausforderungen, die sich der Menschheit stellen. Sie kommt, wie damals, von Leuten, die das Heil allein in technologischen Lösungen sehen. Sie kommt auch daher, dass die Geisteswissenschaften sich schwer tun, sich der Regel zu unterwerfen, nur kollektive Forschung sei richtige Forschung. Die Reaktion darauf, sich der Diskussion zu entziehen, ist aber grundfalsch.

Es gibt, auch nach fünfzig Jahren, noch viel zu tun.

September 2015